

Hund und Früchte in die Nähe der vielen gallo-römischen und keltischen Gottheiten rückt, die neben schützenden Eigenschaften nahe Beziehungen zu Fruchtbarkeit und Unterwelt haben. Stehend vertritt sie den Typus der Venus und sitzend den der Kybele, die beide Schutz in Leben und Nachleben gewähren. Der stehende Typ hat seinen Ursprung in den Darstellungen der hellenistischen Venus-Tyche, der Göttin des Frühlings und der Gärten, die mit der See eng verbunden ist, aber nichts von einer Muttergottheit an sich hat. Kybele hingegen hat die verschiedenen Formen der Muttergottheiten in Germanien und Gallien beeinflusst.

Auch andere Götter kommen zur Darstellung, meist auf den Seitenflächen: Neptun als Beschützer der Seefahrt und Herkules als Beherrscher des festen Landes. Dem Jupiter sind drei Altäre geweiht; einmal steht er, vereint mit Neptun, unter dem Baldachin. Victoria ist zweimal in freier Plastik vertreten, nicht als Siegesgöttin im Kriege, wohl aber als Repräsentantin des alljährlichen Sieges des Frühlings über den Winter: Jede Wiedergeburt ist ein Sieg über den Tod. So erscheint ihre Anwesenheit in Domburg durchaus sinnvoll.

Das vortrefflich disponierte, bei aller wissenschaftlichen Sorgfalt flüssig geschriebene Buch nimmt man um so lieber zur Hand, als es in Papier, Druck und Einband mit erlesenem Geschmack ausgestattet ist. In 103 Anmerkungen bietet es eine reiche Bibliographie zum Gegenstand Votivaltar, die der Spezialforschung besonders willkommen sein wird.

Hermann Mylius

Die Basilika in Trier, Festschrift zur Wiederherstellung 9. Dezember 1956, herausgegeben vom Ministerium für Unterricht und Kultus des Landes Rheinland-Pfalz und der Evangelischen Gemeinde Trier. 74 S., 7 Abb., 26 Tafeln. Paulinus-Druckerei GmbH, Trier 1956. 6 DM.

So paradox es auch klingen mag: hin und wieder haben die Bombenüberfälle des zweiten Weltkrieges auch etwas Gutes im Gefolge gehabt, indem sie der Bauforschung durch Beseitigung hinderlicher Bauzutaten oder Umbauten die Wege ebneten. So war es bei St. Gereon in Köln, bei den im Kloster St. Irminen zu Trier verbauten Horrea, und so war es auch bei der konstantinischen Aula Palatina der Augusta Treverorum. Was vor hundert Jahren beim Umbau der sogenannten Basilika zur Kirche der Evangelischen Gemeinde versäumt und für die Zukunft unmöglich gemacht worden war — die genaue Durchforschung der Bausubstanz, Grabungen im Innern und in der Umgebung —, das konnte nunmehr nachgeholt werden; und das Rheinische Landesmuseum Trier hat diese Gelegenheit mit größtem Eifer ausgenutzt. Darüber hinaus gelang das Unwahrscheinliche: die Wiederherstellung dieses einzig dastehenden Baudenkmals in seiner äußeren kubischen Erscheinung und seiner unvergleichlichen inneren Raumwirkung, wodurch zugleich die Evangelische Gemeinde das ihr seit der Schenkung durch Friedrich Wilhelm IV. zustehende Gotteshaus an altvertrauter Stätte zurückerhielt — nach den Worten des Bundesministers des Innern „ein Ereignis von religiöser, nationaler und zugleich von europäischer Bedeutung“.

Diesem Ereignis ist die vorliegende Festschrift, ein schmaler Band mit schwerwiegendem Inhalt, gewidmet. Nach Geleitworten der zuständigen Minister des Landes und des Bundes sowie des Präses der Rheinischen Landeskirche kommen sechs Mitglieder des Basilika-Ausschusses zu Wort, der sich konstituiert hatte, um die Richtlinien für den Wiederaufbau auszuarbeiten,

worüber Max Schmitt in seinem unten noch zu erwähnenden Aufsatz ausführlich gehandelt hat. W. Reusch, der verdiente Erforscher des Monumentes, dem auch die Schriftleitung der Festschrift verdankt wird, eröffnet die Reihe mit seinem archäologisch-historischen Beitrag: Die kaiserliche Palastaula („Basilika“). Schon in der Überschrift kommt das berechtigte Unbehagen des Archäologen über die seit 1823 eingebürgerte unglückliche Bezeichnung „Basilika“ zum Ausdruck, die wohl kaum wieder zu verdrängen sein wird und sich mit ihren Gänsefüßchen bis auf weiteres abfinden muß. Nach einer einleitenden Betrachtung zur Entstehung der Trierer Großbauten unter Constantius Chlorus, Constantin und seinen Nachfolgern geht der Verfasser zur speziellen Geschichte der „Basilika“ über, klärt zunächst die Frage der wissenschaftlich richtigen Benennung (Aula Palatina) im Sinne seiner schon früher gemachten Vorschläge (TrZs. 18, 1949, 193) und geleitet den Leser dann durch die rund 1700 Jahre ihres Bestehens vom glanzvollen 4. Jahrhundert an — über die Zeit der fränkischen Herrschaft, den folgenden Verfall, den Übergang des Besitzes an die Erzbischöfe, die entstehenden Umbauten im 13. Jahrhundert unter Arnold II. von Isenburg, die Verstümmelung zu einem bloßen Seitenflügel des erzbischöflichen Palastes unter Verlust der Süd- und der Ostwand — bis zur neuesten Zeit, da die Reste als Lazarett und Kaserne dienten, um schließlich durch die erwähnte Schenkung an die Evangelische Gemeinde unter Wiederaufbau der abgerissenen Teile und Entfernung der baulichen Verunstaltungen einer würdigen Verwendung als Kirche zugeführt zu werden.

Ein weiterer Abschnitt ist der Baubeschreibung des Monumentes gewidmet, wobei der Verfasser im wesentlichen eine Zusammenfassung seiner bisher fortlaufend veröffentlichten Forschungsergebnisse bringt. Unter ihnen nimmt neben der vollkommenen Klärung der einzigartigen Heizanlage der Nachweis der unter den beiden Fensterzonen entlanglaufenden, in Holz konstruierten Putzgesimse einen besonders hervorragenden Rang ein. Sie waren begehbar, um die Pflege der Fenster zu ermöglichen, und sind daher den analogen Anlagen bei mittelalterlichen Kirchen vergleichbar. Über ihre Rekonstruktion (Abb. 2 u. 3; vgl. auch TrZs. 18, 1949, 184 Abb. 8) ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Die schrägen „Knaggen“ dienten keinesfalls als Kopfbänder der Unterstützung der schwer dimensionierten Kragbalken, die ihrer bei der relativ geringen Ausladung keineswegs bedurften, sondern lediglich der Fixierung des Lattenwerkes, das von dem Bewurf des Gesimses umschlossen wurde. Denn die Gesimse waren wie die gesamte Außenfläche des Bauwerkes verputzt, womöglich sogar mit gezogenen Profilen versehen, also neben ihrem praktischen Zweck auch Bestandteil der Außenarchitektur, im übrigen in ihrer Konstruktion ein hochinteressantes, von Anfang an geplantes Surrogat, dessen Materialbeschaffenheit unter dem allgemeinen Putzbewurf der Außenfassaden verborgen blieb. Die Annahme eines Geländers oder gar der Treppchen zur Überwindung der kleinen Höhendifferenz von 1,20 m des oberen Fenstergadens beim Ansatz der Apsis dürfte sich nicht aufrechterhalten lassen. Doch ist hier nicht der Ort, näher auf die Sache einzugehen. — Neu und überraschend ist die erstmalige Publikation des Grundrisses Abb. 4, der die südlich der Aula vorgelagerten Bauten, eine nahezu quadratische Vorhalle mit zwei seitlich sich anschließenden gleichgroßen Sälen zeigt, von denen der westliche mit einer erst jüngst entdeckten Apsis endet.

Die Vorhalle scheint aus drei Schiffen zwischen Pfeilern oder Säulen bestanden zu haben (Mittelschiff im Lichten 1 : 2; Seitenschiffe 1 : 4). Die Säle zeigen die Proportion 3 : 5. Hoffentlich führen weitere Grabungen zur Auffindung der Stützenstellungen.

Der letzte Abschnitt handelt von der vorkonstantinischen Palastanlage, einer Aula an derselben Stelle vom gleichen Typus, aber geringeren Ausmaßen. Auch sie hat eine Vorhalle, die jedoch mit dem eigentlichen Saalbau und dem im Norden anschließenden Konchenbau eine architektonische Einheit gebildet haben wird, da der Gesamtgrundriß die Proportion 1 : 2 aufweist. Südlich schloß sich eine Pfeilerportikus und westlich ein Peristyl mit Umbauung an.

Die straff zusammengefaßte erstmalige monographische Behandlung der Aula Palatina aus der Feder ihres zur Zeit besten Kenners nimmt schon rein räumlich (29 Seiten) den bedeutendsten Platz in der Festschrift ein und ist um so mehr zu begrüßen, als das Material weit verstreut und zum Teil schwer zugänglich ist.

Konstantinsbasilika und staatliche Verwaltung ist der nächste Beitrag von Alfons Kahlert betitelt. Er befaßt sich mit der Beziehung des Baudenkmals zum Staat, wie sie sich durch die Schenkung an die Evangelische Gemeinde in Trier durch Friedrich Wilhelm IV. ergeben hat. Die Pflichten Preußens gingen 1946 an Rheinland-Pfalz über, das sich nach der Bombardierung der Palastaula im Jahre 1944 vor die Aufgabe gestellt sah, der Gemeinde wieder zu einem Kultraum zu verhelfen. Zunächst stand als Provisorium der Einbau einer Notkirche zur Diskussion. Die zuständigen Ministerien stimmten dem Plane zu, doch scheiterte er glücklicherweise an der Standhaftigkeit der städtischen Baupolizei, die als Endziel die Wiederherstellung des gesamten Baudenkmals im Auge behielt, worin sie von der Bezirksregierung unterstützt wurde. Diese Auffassung setzte sich durch, und 1953 begann das Staatliche Hochbauamt Trier nach Bewilligung der ersten Geldmittel mit den Wiederaufbauarbeiten. In vier Haushaltjahren brachte das Land die notwendigen beträchtlichen Summen auf; dazu traten noch namhafte Zuschüsse des Bundes und der Stadt Trier. Die Bauunterhaltung, die früher von Preußen aus dem Patronatsbaufonds bestritten wurde, ging nunmehr auf den Rechtsnachfolger über, während der Gemeinde die Beschaffung der Inneneinrichtung und die Erfüllung zukünftiger finanzieller Verpflichtungen als Nutznießerin verbleibt.

Der Wiederaufbau berührte natürlich stark den Aufgabenkreis der staatlichen Denkmalpflege, worüber W. Bornheim gen. Schilling im nächsten Beitrag: Die „Basilika“ und die Denkmalpflege berichtet. Schon 1823 beschäftigte sich J. A. Ramboux mit zeichnerischen Aufnahmen des Bauzustandes im Hinblick auf einen möglichen Wiederaufbau, allerdings noch im Sinne der Freilegung des Forum Romanum; doch blieben seine Bestrebungen ohne Nachwirkung. Erst die Klärung der einstigen Bestimmung des Monumentes als Palatium Kaiser Constantins brachte den Gedanken an eine Wiederaufrichtung in Fluß, der von dem um die Erforschung römischer Bauten im Raume von Trier so verdienten Architekten Chr. W. Schmidt ausging. Die Regierung gab die Anregung an die Ministerialinstanz weiter, und der 1843 ernannte erste Konservator der Kunstdenkmäler, Ferd. v. Quast, unterbreitete

sie dem König, der 1844 die bekannte Kabinettsordre erließ, beraten von Aug. Stüler, dem Direktor der Schloßbaukommission. Materialismus und Romantik leiteten die Männer, in deren Händen die Wiederherstellung lag; doch gab im Endeffekt die Rückbesinnung auf klassizistische Ideale bei der Gestaltung im Äußeren und vor allem bei der Behandlung der Wände im Innern den Ausschlag. Denselben Problemen stand auch die jüngste Wiederherstellung gegenüber, die sie jedoch ganz anders löste: Verzicht auf jedwede verkleidende Wandbehandlung im Innern und im Äußeren; in Abhängigkeit hiervon Deckengestaltung, Fensterversprossung und innere Einrichtung unter Fortfall aller dekorativen Bereicherung. Der Verfasser stellt die Maßnahmen vor hundert Jahren abwägend den heutigen gegenüber. Zwischen den Zeilen kann man lesen, daß es dem Vertreter der staatlichen Denkmalpflege nicht immer leicht gewesen sein mag, seine Grundsätze der hohen Zielsetzung des Ausschusses anzugleichen, so bei der Frage der Fensterversprossung und dem Verzicht auf jegliche Behandlung der Innenflächen. Nicht anders mag es den übrigen Mitgliedern des Ausschusses aus ihrer jeweiligen Perspektive heraus gegangen sein. Hierüber berichtet der folgende Beitrag von Max Schmitt. Man liest da mit Genugtuung, zu welch erfreulichen Ergebnissen eine opferfreudige Einmütigkeit in der Zielsetzung führen kann und welche Stoßkraft ihr innewohnt. Denn es galt, gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden, nicht zuletzt technischer Art, die letzten Endes vom Staatlichen Hochbauamt zu meistern waren, dessen verdienstvollen Leiter, Erich Wirth, der fesselnde Beitrag: *Der Wiederaufbau der „Basilika“ 1953—1956* verdankt wird. Dabei mußten die technischen Erwägungen von hohem Verantwortungsgefühl den archäologischen Belangen gegenüber getragen sein. Die gefahrvollste Arbeit war wohl die freitragende Überdachung des Riesenraumes von 27,50 m Spannweite, von der es sehr richtig heißt: „Der Großartigkeit des römischen Baudenkens ist hier die meisterhafte Ingenieurleistung unserer Tage in ihrer Einfachheit und Kühnheit entsprechend.“ Auf die Einzelheiten der Bauausführung kann hier nicht eingegangen werden; man muß das lesen, um das Ausmaß der Schwierigkeiten und der Leistung würdigen zu können.

Über Werden und Wachsen der Evangelischen Kirchengemeinde berichtet Karl Becker im letzten Beitrag des Heftes: *Die Evangelische Gemeinde Trier und die „Basilika“*. Geschichte und Schicksale der Gemeinde seit der Reformationszeit bis zu ihrer Neugründung im Jahre 1817 und der folgenden simultanen Mitbenutzung der Jesuitenkirche fesseln den Leser in gleicher Weise wie die Geschehnisse seit der Schenkung des nur noch als Ruine aufrechtstehenden Denkmals aus der Römerzeit durch den preußischen König bis auf den heutigen Tag.

Ein Bildteil mit vorzüglichen Lichtbildern des Bauwerkes von innen und von außen, im Zustande der Zerstörung und der Wiederherstellung, in früheren Ansichten und einzelnen Bauteilen, beschließen das Heft, dem man eine vortreffliche Ausstattung hat angedeihen lassen.

Eine magere Anzeige vermag der Bedeutung dieser Festschrift in keiner Weise gerecht zu werden, die uns eine vorbildliche Kulturtat in Werden und Vollendung vor Augen führt. Allen, die tätig daran beteiligt waren, gebührt der Dank des Abendlandes; denn das Ereignis der Wiederherstellung der Trierer Aula Palatina greift über die bloß nationale Bedeutung weit hinaus.

Die Schrift gehört daher in den Bücherschrank nicht nur jedes gebildeten Deutschen, sondern eines jeden Europäers, der sich der Wurzeln seiner Kultur bewußt ist.

Hermann Mylius

Aemilian Kloiber, Die Gräberfelder von Lauriacum. Das Ziegelfeld. 208 Seiten, 81 Tafeln, 5 Abbildungen, 1 Luftbild, 1 Übersichtskarte, 1 Gräberfeldplan. Oberösterreichischer Landesverlag in Kommission, Linz/Donau 1957. Kartoniert 25,80 DM.

In der vorliegenden Veröffentlichung legt Aemilian Kloiber den Bericht über die Grabungen in dem spätrömischen Gräberfeld am Ziegelfeld vor, die sich über sechs Jahre hingezogen haben und 269 Gräber erbrachten. Der Verfasser legt besonderen Wert auf die exakte Beobachtung während der Grabungen, da das Grab als geschichtliche Urkunde erhebliche Dinge nicht nur für die Archäologie, sondern auch für die Anthropologie und Kulturbio-logie aussagen könne. Deswegen werden der Ausgrabungstechnik eine Reihe von Seiten gewidmet, ferner Betrachtungen über die Veränderungen, die der Leichnam im Grab durchmacht. Uns scheint die von Kloiber empfohlene Ausgrabungstechnik, das Grab durch einen Graben zu umfahren, um an dem stehengebliebenen Block die Schichtenabfolge abzulesen, nicht für alle Bodenarten geeignet zu sein. Bei der von ihm verfolgten Methode, die zum Schluß das Skelett mit den Beigaben gleichsam auf einem Präsentierteller vorführt, besteht unseres Erachtens zu leicht die Gefahr, daß wichtige Verfärbungen der Wände eines Holz-sarges, auch einer holzverschalteten Kammer zerstört werden. Die flächenhafte Abdeckung dürfte in den meisten Fällen vorzuziehen sein. Uns scheint auch dem Protokoll der Gräber mit der minutiösen Beschreibung zu viel Raum gewidmet zu sein, obwohl daraus eine große Genauigkeit aller Einzelbeobachtung spricht.

Gegenüber der subtilen Beschreibung des Ausgrabungsbefundes mit allen Einzelheiten nimmt die Verarbeitung des Fundmaterials einen verhältnismäßig geringen Raum ein, was wohl auch in der Spärlichkeit des Fundmaterials begründet liegt. Von den insgesamt 261 planmäßig geborgenen Gräbern gehören über 200 dem 4. Jahrhundert an (S. 169 ff.), einige sind sicher noch in das 5. Jahrhundert zu datieren (S. 174). Die Kontinuität zum frühen Mittelalter wird durch einige Gräber des 6. und 7. Jahrhunderts dargelegt (S. 174 ff.). Aus diesem Fundmaterial ergibt sich, daß die Anlage des gesamten Friedhofes im 4. Jahrhundert begonnen wurde, und zwar ebenso planmäßig wie die merowingischen Reihengräberfriedhöfe. Beigaben sind spärlich und beschränken sich in der Hauptsache auf Münzen. Es ist zu bedauern, daß so selten Keramik auftritt, sie sich aber durchaus an das späte Material von Raetien und Noricum anschließen läßt. Für die Typologie später Kämmen können aber die Exemplare aus dem Gräberfeld von Lauriacum von besonderer Wichtigkeit werden. Im allgemeinen handelt es sich um doppel-seitige Kämmen mit profilierten Enden, wie sie bei Exemplaren der valentinianischen Zeit aus Westdeutschland geläufig sind. Jedoch ist wichtig, daß auch in spätrömischen Gräbern die einfachen Formen auftreten. Die Leisten sind flach, haben oft einen trapezförmigen Querschnitt, der nur einmal dreieckig ist. An Verzierungsmotiven kommen einfache Strichgruppen und konzentrische, zum Teil verschlungene Kreise vor.

Es sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß im Grab 12/1953 (reiches Kindergrab) ein dreieckiger Dreilagenkamm erscheint. Dieses Grab stellt sich mit seinen Tutulusfibeln zu der von Werner, *Archäologia Geogra-*